unwahrscheinlich erscheint, es wird nämlich auf freiem Felde künstlich getrieben. Im Januar oder Februar wird Schikore gesät. Nach 7–8 Monaten, also etwa zu Anfang des nächsten Winters, sind die kleinen Wurzeln so kräftig, daß sie zum Treiben verwandt werden können. Jetzt: werden sie eine dicht neben der anderen auf den vorbereiteten, etwa anderthalb Meter breiten Streifen gesetzt und mit einer dichten Schicht Erde zugedeckt; eine weitere hohe Schicht Dünger soll die künstlich zugeführte Wärme halten. Unter der Erde, in der die Wurzeln stecken, laufen schmale Röhren, ausgehend von einem kleinen Kamin tief in der Erde, und auf der anderen Seite in einen Schornstein auslaufend. Mag draußen kalter Regen oder gar Schnee fallen, unten bei den Schikorewurzeln ist gleichmäßige Wärme, und bald beginnen die Wurzeln zu treiben und zarte, weiße Pflänzchen die aufgeschüttete Erde zu durchwachsen. Mit großen Gabeln reißt nun der Ernter den Haufen auseinander, pflückt vorsichtig den Schikore, reinigt ihn und legt ihn in Kästchen oder Körbe, welche Eisenbahn und Boot früher nach allen Richtungen verteilte, die aber in diesem Jahre fast nur nach Deutschland befördert werden. Vom Dezember bis in den März hinein werden auf diese Weise in Friedenszeiten täglich 20 000 bis 30 000 kg Schikore gewonnen und dieses Nahrungsmittel soll in der jetzigen Zeit, da Salat und Gemüse knapp sind, dem deutschen Volke zu gute kommen.

Schikore ist nahrhaft und wohlschmeckend. Die Nährkraft beruht auf seinem starken Eisengehalt, sodaß Großstadtkinder kein besseres Gemüse vorgesetzt werden kann; es schmeckt wie Spargel und ist zart wie Blumenkohl, wenn es nur richtig zubereitet ist. Den zuweilen etwas bitteren Geschmack beseitigt man durch Waschwasser des obersten Kreises, welcher den bitteren Geschmack entzieht. Man kann Schikore auf die verschiedenste Weise zubereiten: als Salat, Gemüse, Brei, unter Zubittenahme von Kartoffeln, schließlich sogar als süßes Gemüse und, was von größtem Wert ist: die Zubereitung von Schikore erfordert nur einen ganz geringen Zusatz von Fett oder Butter.

Die Obstzentrale in Brüssel, die dem Generalgouvernement unterstellt, hat bereits im vergangenen Jahre Schikore in größeren Mengen in Deutschland eingeführt. Da in diesem Jahre die Obstzentrale allein Schikore aus Belgien ausführen darf, ist sie in der Lage, die Preise sehr billig zu stellen. Die Preise werden auf Anfrage mitgeteilt. Die Verladungen werden von der Obstzentrale kontrolliert.

Einfache Schikore-Rezepte.

Vorbemerkung: Man nehme stets nur trockene Stauden und wasche sie gut. Aus dem breiten Ende schneide man stets den harten Keim ab, weil dieser einen bitteren Geschmack hervorruft. — Bei der Zubereitung benutze man stets Holz- oder Porzellanlöffel und keine Metallöffel. Man koche Schikore nur in irdenen oder in Aluminium-Geschirren, nicht in eisernen oder in Emaille-Töpfen. — Das Schikorewasser gieße man nicht fort, weil man es mit Vorteil zu Suppen oder Mus, besonders auch Maggisuppen, verwenden kann.

Schikore-Gemüse. 1. Einfaches Schikoregemüse. Der gewaschene Schikore wird in Salzwasser abgekocht, auf einem Sieb abgetropft und mit Wasser, etwas Butter, Zitrone und Salz in zugedecktem Topf ca. 10 Minuten gedämpft. 2. Schikorebrei. Der Schikore wird in etwas Salzwasser abgekocht, im eigenen Saft gedämpft, durch ein Sieb passiert, und mit Kartoffelbrei vermischt. Dann gibt man etwas Butter oder ein Ei, eine Kleinigkeit Mostrich und Salz dazu und läßt alles zusammen ca. 10 Minuten kochen. 3. Schikore wie Spinat. Der Schikore wird in Salzwasser aufgekocht, nach dem Abkühlen ausgedrückt, gehackt, ein entsprechendes Quantum Bouillon, etwas Salz und Butter dazu getan und so 10 Minuten weiter zusammen gekocht. 4. Süßes Schikoregemüse. Der Schikore wird der Länge nach zerschnitten, dann gewaschen, abgekocht und mit etwas Butter, Mehl und Zucker 45 Minuten gedämpft. 5. Schikoregemüse mit Kartoffelsauce und Pellkartoffeln. Der Schikore wird in etwas gesalzenem Wasser 10 Minuten lang gekocht; dann nimmt man den Topf vom Feuer und läßt ihn zugedeckt stehen, bis die Sauce bereitet ist. Geriebene Kartoffeln werden in eine Pfanne mit etwas zerlassener Butter oder Fett unter Umrühren hineingegeben; nach einigen Minuten wird etwas Schikorebrühe hinzugetan. Das Gemisch läßt man 5 Minuten unter freiem Umrühren kochen, bis die Sauce sämig ist, und fügt etwas Zitronensaft, Muskat oder Pfeffer hinzu. Der Schikore wird aus dem Topf herausgenommen, abgetropft, auf die Anrichteschüssel gelegt und mit der Sauce überflossen. 6. Schikoregemüse mit Rüben. Die Schikorestangen werden in Wasser mit etwas Salz 5 Minuten gekocht, dann herausgenommen, abgetropft und in länglichte Stückchen geschnitten. Eine mittelgroße Kohlrübe wird sauber geschält, in kleine länglichte Stückchen geschnitten, diese werden mit Kark kochendem Wasser abgebrüht. In einer Pfanne wird etwas Fett zerlassen, in das man 2 Kaffeelöffel gemahlenen Zucker gibt; man läßt den in dem Fett braun werden — vor Ungeduld nicht! — fügt einen großen Eßlöffel Kriegsmehl dazu, läßt dies ebenfalls schön braun werden. Nicht von der Schikorebrühe soviel daran, daß es eine schöne sämige Sauce gibt, fügt die abgetropften Rüben bei und — nachdem die Rüben beinahe weich gekocht — den Schikore, sowie Salz und etwas gemahlenen Pfeffer. — Man kann dazu Pellkartoffeln, Würstchen oder Frikadellen geben.

Schikore-Salate. 1. Gewöhnlicher Salat. Der Schikore wird schnell gewaschen und wie jeder andere Salat zubereitet. 2. Schikore-Schnittsalat. Als Salatbeigutz mische man etwas Oel, Salz und Pfeffer in der Salatschüssel; hierauf wäscht man die Stauden schnell ab, damit sie nicht rot werden und schneide sie in runde Scheibchen; die Scheiben füge man dem Beigutz hinzu und bereitete Salat und Beigutz auf unter Benutzung eines Holzlöffels; erst dann gieße man den Essig zu.

Zur Frage des Frauenstimmrechts.

(Nachdruck verboten.)

In Holland ist eine Regierungsvorlage über das Frauenstimmrecht eingebracht worden; das Parlament hat nun darüber zu entscheiden. Die Vorlage verlangt Abänderung des Staatsgrundgesetzes dahin, daß alle männlichen und weiblichen Niederländer von 23. Lebensjahr an wahlberechtigt sind. Die Begründung besagt, daß Befähigung und gesellschaftlicher Besitz keine Bevorzugung im Hinblick auf das Wahlrecht bilden soll. Wie das politische Leben heute ist, bedarf der Wähler nicht der Fähigkeit, über viele Fragen der Staatsverwaltung selbständig zu urteilen, es genügt, wenn er ausreichendes Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt, um sich klar zu werden, welcher politischen Partei er zustimmt. Es besteht kein Rechtsgrund, um einen Teil der Bürger, der in derselben nationalen und sittlichen Gemeinschaft wie die Uebrigen lebt und arbeitet, von der hauptsächlichsten nationalen Betätigung fernzuhalten.

In vier Staaten Nordamerikas, die kürzlich eine Wählerabstimmung über die politischen Frauenrechte vorgenommen haben, haben die Gegner gesiegt. In New Jersey hat, wie die Zeitungen melden, die Tatsache, daß Präsident Wilson für die Frauen eintritt, der Sache großen Schaden zugefügt, weil die republikanischen Gegner Wilsons, insbesondere auch alle jene, die mit seiner Haltung im Weltkriege nicht einverstanden sind, sich demonstrativ gegen die Partei stellten, für die Wilson eintritt. Aber auch in New-York, Pennsylvania und Massachusetts haben die Frauen nicht die nötige Stimmenzahl erreicht. Es heißt, daß die Deutsch-Amerikaner unter den Gegnern wären, zum Teil, weil viel deutsches Kapital in Bierbrauereien angelegt ist und die Frauen Bekämpfung des Alkohols in ihrem Programm haben.

Was die amerikanische Mode bringt.

In Chikago hat das bekannte Newyorker Modenhaus „Lucile", das unter der Leitung der Lady Duff-Gordon steht, eine neue Zweigniederlassung eröffnet, was sich zu einem gesellschaftlichen Ereignis für die ganze Stadt gestaltete. Neben dem Empfangssaale liegt in dem neuen Hause ein Gesellschaftsraum in netzem Grau, worin die Abende fleißer vorgeführt werden; anderen Vorführungen dient ein eigener Musiksaal, sowie ein kostbar ausgestattetes Wohnzimmer. Die Moden der Lady Duff-Gordon sind natürlich nur auf die berechnet, die es haben — und zwar sogar sehr „dick haben"; immerhin sind manche der neuen Einfälle dieses Modenhauses von Interesse, weil sie auf die ganze Richtung der gegenwärtigen Mode ein Licht werfen. Die Merkmale der eleganten Modenschau bei Lucile in Chikago waren, nach einem Berichte des „Confectionär", in der Hauptsache die schmale Taille, die hohe Büste, der Glockenärmel, der lange Aermel und der weite Rock. Die Rockform von 1830 — Biedermeier — die niedergeleitende Schulterlinie und das knappe Hohsehen der Taille herrschte vor. Bei Tee- und Empfangskleidern wurde der klassische Schnitt bevorzugt; diese reichen fast alle bis zum Boden, während die Nachmittags- und Straßenkleider auch die Tanzkleider, sehr kurz gehalten sind. Es erinnert dies an einige jüngst in den Vereinigten Staaten ausgestellte Pariser Modelle, bei denen die sehr langen Schleppen selbst am Abendkleide zu der starken Verkürzung des Vorderrockes in auffallendem Gegensatze standen. Lady Duff-Gordon liebt es, ihren Kleidern ungewöhnliche und poetische Namen zu geben, und auch ihre Schöpfungen tragen zuweilen ein sehr ungewöhnliches Gepräge. Da ist beispielsweise ein Kleid, welches den versführerischen Namen „Beim Walzer" führte, und aus weißem und grünem Tüll mit sieben übereinanderfallenden Röcken, einer immer kürzer als der andere und alle ausgedoat — hergestellt war. Sehr viel ernster aber sah das Gewand, das durch den Namen „Sternenlose Nacht" bestach: es war aus schwarzem Samt mit langer Schleppe am Pamerrock; die hitz zulaufende Taille schloß eng an, die Schultern waren abfallend, der Ausschnitt vorn rund, hinten spitz, und was schließlich die Aermel des Kleides angeht, so waren sie bis zur Winzigkeit zusammengeschrumpft und bestanden nur noch aus einer vielleicht 15 Zentimeter breiten Samtrüsche. Sonst wäre noch etwa ein angeblich nach chinesischem Geschmack gedachter Hut aus mattblauer Seide zu erwähnen, der durchaus an einen umgestülpten Eimer erinnerte. Aus den Pariser Sendungen, mit denen die französischen Modehäuser die Vereinigten Staaten jetzt um so eifriger bedenken, als zahlreiche ihrer besten Kunden völlig ausfallen, geht hervor, daß die alte Tritotaille unserer Großmütter eine Wiedererauferstehung zu feiern im Begriff steht.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 49:

„Farbige Engländer"

(Farmer, Binde, Auge, Engel, Ländler, Mieder).

Richtige Lösungen gingen ein 68. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 74. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Ilse Boas, Else Lüders, Franz Naumann, Martha Hellmund, Paul Bornicke, Lieschen Rühm, Frau Berta Rudolph, Martha Lünow, Artur Müller, Kurt Dummernitz, Artur Hartnuß, M. Pohl, Hermann Wenk, Georg Ebert, Erich Geng, Karl Müller, Werner Pennenitz, Frau Anna Koch, Wilhelm Geier, Helene Linfert, A. Hochheim, Elfriede Schwarze, Frau Rudel, Frau El. Altenkirch, Rudolf Kölzsch, A. Schellenberg, Karl Engeling, Erich Elze, Marx-Voelsch, Hans Kölzsch, Kurt Linke, Gustav Grunicke, Frau E. Saalfeld, Fritz Buschmann, Werner Stick, Willy Schüne, Hermann Stein, Frau Toni Wetterling, Herm. Schmidt, R. Stühler, Emma Babitzke, Fritz von Jacobs, Karl Appel, Herbert Winkler, R. Unger, Käthe Breitter, Ernst Heinicke, K. Berendt, Marianne Alter, Hans Sachs, Emmi Lehmann, Elia Ahmann, Helene Paprotz, Käthe Stange, Wilh. Hoppe, Siegfried Walter, Werner Taatz, Willy Trentzsch, H. Adam, Helene Duszynski;

von auswärts: Gertrud Heinrich, Könnern, G. Kittler, Merseburg, F. Heergeselle, Zörbig, Fritz Seiler, Langenbogen, Martin Koch, Merseburg, Wilhelm Steinbrecher, Canena, Eugen Trappiel, Köthschen.

Prämie 1: „Die Völker Amerikas" von G. Ritter,

entfiel auf Eugen Trappiel, hier.

Prämie 2: „Marx Kreuzer" von Otto Ruppius,

entfiel auf Elfie Boas, hier.

Prämie 3: Briefe der Marie Antoinette,

entfiel auf Lieschen Rühm, hier.

Telegraphenrätsel.

.–.. — Getränk,
–...– — Himmelskörper,
..–.– — Werkzeug,
.–.– — männlicher Vorname,
..–..– — Teil des Mundes.

Die Striche und Punkte entsprechen den einzelnen Buchstaben der zu suchenden Wörter. Sind die richtigen Wörter gefunden, so benennen die auf die Punkte treffenden Buchstaben im Zusammenhang einen Abschnitt im jetzigen Kriege.

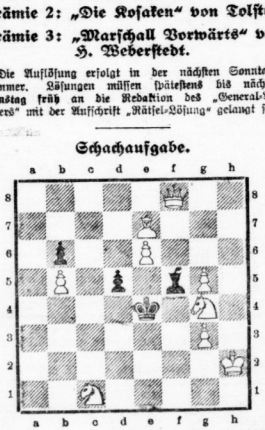
Prämie 1: Königs Wörterbuch, geb.

Prämie 2: „Die Kosaken" von Tolstoi.

Prämie 3: „Marschall Vorwärts" von H. Weberstedt.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.



Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt. (9+4)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 48.

Dreizüger von A. König.

W. Kf5, Df7, L4, Bc3.
Schw. Kd5, Ld4, Bc6, d4, f6.

1. Ld6, Ld5: 2. Dd8 (Tempo) usw.
1. . . ., Le5 2. Da5 usw. (Anderes leicht.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 50 — **Halle, Sonntag, den 12. Dezember** — **1915**

Wenn ein Liebes dir der Tod
Aus den Augen fortgerückt,
Such' es nicht im Morgenrot,
Nicht im Stern, der abends blickt!
Such es nirgends früh und spät,
Als im Herzen immerfort;
Was man so geliebet, geht
Nimmer mehr aus diesem Ort.

Justinus Kerner.

Der große Augenblick.

Erzählung von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Wir saßen beim Nachmittagskonzert im Kurpark zu W., eine bunte Gesellschaft, wie sie eben der Zufall für Tage oder Wochen in einem Badeort zusammenführt. Unser Gespräch war heute ernster als sonst. In der Nähe des Kurortes hatte sich am verflossenen Tage ein Eisenbahnunglück zugetragen, bei dem mehrere Menschen ihr Leben eingebüßt hatten, dessen Folgen aber jedenfalls noch viel verhängnisvoller gewesen wären, wenn nicht der Lokomotivführer, obwohl er den sicheren Tod vor Augen sah, in heldenmütiger Aufopferung bis zum letzten Moment auf seinem Posten ausgeharrt hätte. Uns allen schien solcher Heroismus natürlich der höchsten Bewunderung würdig, und wir waren geneigt, etwas fast Uebermenschliches darin zu erblicken. Nur einer in unserer kleinen Gesellschaft hatte bis jetzt in den allgemeinen Enthusiasmus nicht eingestimmt. Es war ein stattlicher, trotz seines weißen Bartes noch jugendlich rüstiger alter Herr, von dem wir wußten, daß er der Chef eines angesehenen Handelshauses und ein sehr klüger, liebenswürdiger Gesellschafter war. Als jetzt eine kleine Pause in der Konversation eintrat, sagte er etwas zögernd:

„Es kommt mir gewiß nicht in den Sinn, meine Herrschaften, das Verdienst des vortrefflichen Mannes zu verkleinern, von dessen schöner Opfertat hier die Rede ist. Aber die Zahl derer, die unter den gleichen Voraussetzungen genau ebenso handeln würden, ist wahrscheinlich viel größer, als wir es uns vorstellen, wenn wir uns die schreckliche Situation auszumalen versuchen. Das Bewußtsein der Nervenwortlichkeit für so und so viele Menschenleben hat in solchen Augenblicken auf den normal empfindenden Menschen eine ganz wunderbare Wirkung. Ich bin nicht Psychologe genug, um die Natur dieser Empfindungen zergliedern zu können; aber ich darf aus eigener Erfahrung sagen, daß sie sich mit keinen anderen, die durch die gewöhnlichen Ereignisse des Daseins in uns ausgelöst werden, vergleichen lassen. Es ist sozusagen ein Paroxismus der Nächstenliebe, der uns plötzlich überkommt und der unsere Handlungen bestimmt, ohne daß dabei überhaupt noch von einer freien Willenstätigkeit die Rede sein könnte. Wie wäre es sonst zu erklären, daß man in solchen kritischen Augenblicken nicht nur unbedenklich das eigene Leben einsetzt, sondern daß man sogar dazu gelangen kann, das Leben des teuersten Wesens zu opfern, das man besitzt? Sie sehen mich verwundert an, meine Herrschaften! Sie werden vielleicht im stillen fragen, wie ich dazu komme, hier von eigenen Erfahrungen zu sprechen, obwohl ich doch heil und gesund unter Ihnen sitze, mein Leben also auch nicht für die Rettung anderer gewpfert habe. Aber wenn es Sie nicht langweilt, eine kleine Geschichte zu hören, werden Sie mir doch vielleicht zugeben, daß es mir nicht an jeglicher Berechtigung mangelt, hier mitzureden.

Ich muß mit dem Bekenntnis beginnen, daß ich in meiner Jugend ein rechter Tunichtgut gewesen bin. Meine Eltern hatte ich frühzeitig verloren, und im Hause eines Verwandten, der meine Erziehung mit allzu drastischen Mitteln vollenden wollte, behagte es mir so wenig, daß ich als sechszehnjähriger Gymnasiast eines Tages auf und davon ging. Es scheint, daß man sich nicht allzu eifrig bemühte, meiner wieder habhaft zu werden, denn ich blieb ganz unbehelligt und durfte mich durchschlagen, wie ich es eben mochte und konnte. So geriet ich in eine wandernde Akrobatentruppe, deren es ja vor fünfzig Jahren in den deutschen Landen sehr viel mehr gab als heute. Ein gewandter und kräftiger Bursche, ein guter, unerschrockener Turner war ich immer gewesen; an Lust und Liebe zum Artistenberuf fehlte mir's auch nicht, also hatte es keine besonderen Schwierigkeiten, in verhältnismäßig kurzer Zeit einen ganz brauchbaren Gymnastiker aus mir zu machen. Während der ersten Jahre war das Leben, das ich bei kleinen herumreisenden Gesellschaften führte, ja nicht eben glänzend; aber mit 22 Jahren hatte ich's in meiner Kunst durch unermüdliches Ueben so weit gebracht, daß ich mich auch vor einem verwöhnten Publikum mit Ehren sehen lassen durfte. Meine Spezialität war die Arbeit am fliegenden Trapez, und wenn damals von einem Luftvoltigeur auch noch nicht so haarsträubende Tricks verlangt wurden wie heutzutage, so galt ich doch gerade wegen meiner Kühnheit in den Kreisen der Berufsgenossen für einen der besten in meinem Fach. Als von der zu ihrer Zeit hochberühmten Cortelli-Truppe ein Mann durch Unglücksfall ausschied, machte mir der alte Cortelli, der mich öfter hatte arbeiten sehen, den Vorschlag, mich seiner Gesellschaft anzuschließen, und ich nahm mit tausend Freuden an. Außer dem alten Cortelli, der nicht mehr selbst arbeitete, sondern uns nur unsere Tricks einstudierte, waren wir unter fünf: zwei Brüder und zwei Schwestern Cortelli und ich, der ich für das Publikum natürlich ebenfalls als Familienmitglied galt. Es waren hochanständige, ehrenwerte Leute, die ihr Leben nach den strengsten, gut bürgerlichen Grundsätzen führten, und bei denen ich mich um so wohler fühlte, als die jüngere der beiden Schwestern vom ersten Tage an mein Herz in helle Flammen gesetzt hatte. Sie war ein bezauberndes, siebzehnjähriges Geschöpf und trotz der Huldigungen, die ihr das Publikum bei jedem Auftreten darbrachte, das naivste, unschuldigste kleine Ding, das man sich vorstellen konnte. Ich hütete mich wohl, ihr Erklärungen und Anträge zu machen, denn ich wußte, daß der alte Cortelli in bezug auf seine Töchter keinen Spaß verstand, und daß der Augenblick, wo ich mir gegen eine von ihnen etwas herausgenommen hätte, auch der letzte meiner Zugehörigkeit zur Truppe gewesen wäre. Aber ich hatte trotzdem aus hundert Anzeichen bald die Gewißheit gewonnen, daß Lisa meine Liebe erwiderte, und ich war so glücklich, als es ein bis zur Verrücktheit verliebter junger Mann von 22 Jahren eben sein kann.

Unser Hauptrick war ein großer Saltomortale, der in der Weise ausgeführt wurde, daß Paul Cortelli, mit den Knien an einem der beiden schwingenden Trapeze hängend, seine Schwester Lisa an den Händen hielt und sie, wenn die höchste Schwungkraft erreicht war, mir, der ich an dem andern Trapez auf diesen Moment wartete, gewissermaßen zuwarf. Natürlich handelte sich's hier um ein Zusammenarbeiten, das bis auf den Bruchteil einer Sekunde „klappen" mußte, denn um Lisas Hände rechtzeitig ergreifen zu können, mußte ich mich mit meinem schwingenden Trapez in einem gewissen Augenblick an einem genau bestimmten Punkte befinden. So schwierig, wie es dem Uneingeweihten erscheinen mag, ist das nun allerdings gar nicht, und ich glaube nicht, daß jemals einem von uns ernstlich der Gedanke an die Möglichkeit eines Mißlingens gekommen ist. Da wir in schwindelnder Höhe über den Köpfen des Publikums arbeiteten, mußten wir auf polizeiliche Anordnung stets ein Sicherungsnetz aufspannen, in das wir uns nach beendeter Produktion von unseren Trapezen einfach hinabfallen ließen. Darüber freilich waren wir uns vollkommen klar, daß dies Netz eigentlich nur ein frommer Betrug war, dazu bestimmt, die Zuschauer in ein Gefühl der Sicherheit zu wiegen. Denn wenn einer von uns etwa das Mißgeschick hatte, im Schwunge abzustürzen, so mußte er notwendig weit über den Rand des schmalen Netzes hinausfliegen. Aber das waren Möglichkeiten, mit denen wir, wie gesagt, gar nicht rechneten. Wir setzten eben in uns selbst wie in einander ein schier unbegrenztes Vertrauen, und verrichteten unsere Arbeit allabendlich mit einer Ruhe und Heiterkeit, wie wenn es sich wirklich um nichts anderes als ein Kinderspiel gehandelt hätte.

In einer ganzen Reihe großer Städte hatte ich bereits mit den Cortellis längere und kürzere Gastspiele absolviert, als wir zum erstenmal nach Bonn kamen, wo wir von der Direktion des Alhambra-Theaters für einen Monat engagiert waren. Das Theatergebäude, in dem allabendlich auch einaktige Schwänke und Singspiele aufgeführt wurden, war ein alter, winklicher Kasten mit sehr wenig und sehr schlecht angebrachten Ausgängen. Nach unserm ersten Auftreten äußerte Lisas Vater gegen mich:

„Wenn in dieser überfüllten Bude mal ein Feuer ausbricht oder auch nur ein blinder Feueralarm entsteht, so kommt keine Katze lebendig heraus. Es ist ein Skandal, daß die Behörden eine solche Menschenfalle unbeanstandet lassen."

Er hatte als junger Mann einen Theaterbrand in Rußland erlebt, und noch jetzt geriet er jedesmal in die größte Aufregung, wenn er uns die grauenhaften Szenen schilderte, die sich dabei zugetragen. Dabei war gerade dies einer seiner liebsten Gesprächsstoffe, und so kam es, daß auch für uns die Vorstellung eines Theaterbrandes die schrecklichste geworden war, die wir uns überhaupt machen konnten.

Ich muß dies alles vorausschicken, meine Herrschaften, damit Sie das folgende besser begreifen. Und doch fürchte ich, daß es Ihnen möglicherweise unbegreiflich bleiben wird, wie es auch mir vielleicht unbegreiflich wäre, wenn ich's nicht eben selbst erlebt hätte.

Für die Sicherheit unserer Arbeit war es unbedingt notwendig, daß die fliegenden Trapeze an jedem Orte unseres Auftretens in demselben ein für allemal festgestellten Abstand voneinander aufgehängt wurden. Weil nun der Zuschauerraum des Alhambra-Theaters eine verhältnismäßig sehr geringe Tiefe hatte, mußten wir eines der genannten Turngeräte auf der Bühne selbst anbringen. Es war zwischen den Galerien des Schnürbodens befestigt, und da man zu jener Zeit eine andere Beleuchtungsart als das Gasliche natürlich noch nicht kannte, wurde ich durch die

Gedenktage der Woche.

12. Dez. 1766 † Der Dichter Gottsched in Leipzig (* 1700).
1801 * König Johann von Sachsen in Dresden († 1875).
1910 † Der bedeutende Chirurg Franz König in Berlin († 1832).
1912 † Prinzregent Luitpold von Bayern († 1821).

13. Dez. 1769 † Gellert in Leipzig (* 1715).
1797 * Heinrich Heine in Düsseldorf († 1856).
1836 * Franz von Lenbach († 1904).
1863 † Friedrich Hebbel in Wien († 1813).

14. Dez. 1799 † George Washington, Begründer der Unabhängigkeit Nordamerikas (* 1732).
1849 † Konradin Kreutzer in Riga († 1780).
1861 † Heinrich Marschner in Hanover († 1795).
1911 Amundsen erreicht den Südpol.

15. Dez. 1745 Sieg der Preußen bei Kesselsdorf (2. schles. Krieg).
1832 * Schauspieler August Junkermann in Bielefeld († 1915).
1860 * Der Mediziner Finsen, Erfinder der Behandlung mit Lichtstrahlen († 1904).

16. Dez. 1742 * Blücher in Rostock († 1819).
1770 * Beethoven in Bonn († 1827).
1859 † Wilhelm Grimm in Berlin († 1786).
1876 † Gutzkow in Sachsenhausen (* 1811).

17. Dez. 1909 † Leopold II., König der Belgier (* 1835).

18. Dez. 1786 * Karl Maria von Weber in Eutin († 1826).
1803 † Herder in Weimar (* 1744).

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eltester, Halle a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191512121/fragment/page=0001

Hitze, welche die hinter den Soffitten angebrachten Lampenkästen ausstrahlten, bei meiner Arbeit an diesem Trapez in hohem Maße belästigt. Daß in dem technischen Bühnenbetrieb des Theaters eine rechte Lotterwirtschaft herrschte, hatte ich schon wiederholt bemerkt. Die beiden Arbeiter, die auf dem Schnürboden ihren Dienst versehen sollten, waren niemals da, wo man sie brauchte, und der Theatermeister, den seine strahlend rote Nase als erklärten Liebhaber eines ausgiebigen Trunkes zur Genüge kennzeichnete, ließ gerne fünfe gerade sein.

Uns freilich focht diese Unordnung wenig an. Wir waren gewöhnt, selbst für unsere Sicherheit zu sorgen, und der alte Cortelli würde niemals geduldet haben, daß wir unsere Arbeit begannen, ehe nicht jedes Seil und jeder Haken auf seine Zuverlässigkeit geprüft war.

Unsere Nummer fand außerordentlichen Beifall und wir durften es wohl zum guten Teil auf die Rechnung unserer Beliebtheit setzen, daß am Abend unseres vierten Auftretens — es war allerdings an einem Sonntag — das Haus bis auf das letzte Plätzchen besetzt war. Selbst in den schmalen Seitengängen des Parterre stand eine große Anzahl von Menschen, und als ich, während ich mich am Seil zu meinem Trapez emporziehen ließ, den Buschauerraum überblickte, ging es mir durch den Sinn:

„Wenn es heute hier einen Brand oder eine Panik gäbe — der Alte würde mit seiner düsteren Prophezeiung unfehlbar Recht behalten."

Wir arbeiteten, durch den rauschenden Beifall angespornt, heute mit ganz besonderem Eifer. Und als Lisa einmal für eine kurze Zeit auf der Trapezstange neben mir saß, flüsterte sie mir mit leuchtenden Augen zu:

„Ich bin so glücklich. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ich mich gerade heute unmenschlich glücklich fühle."

Ich sah sie an, und es muß wohl eine sehr eindringliche und überzeugende Beredsamkeit in meinem Blick gewesen sein, denn unter der Schminke schoß ihr Blut bis hoch in die Stirn hinauf. Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust und sie schaute zur Seite. Im nächsten Moment aber hatte ihr liebes Kindergesicht sich mir wieder zugewandt, und auf ihren Lippen war ein Lächeln, das vor meiner jauchzenden Seele alle Pforten des Paradieses aufsprinzen ließ.

Die Arbeit nahm ihren Fortgang, und nun setzte in der herkömmlichen Weise die Orchestermusik aus, um die für die rechte Wirkung unseres Haupttrikks wünschenswerte atemlose Spannung entstehen zu lassen. Nur mit den Füßen an meinem Trapez hängend, versetzte ich es in immer weiter ausholende Schwingungen, während Paul Cortelli, seine frei schwebende Schwester an den Händen haltend, drüben am Ende des Zuschauerraumes das gleiche tat. In zwei Sekunden ungefähr mußte von drüben der Zuruf ertönen, der für mich eine höchste Anspannung aller Muskeln und Nerven bedeutete. Da — es war, als ob eine geheimnisvolle, unwiderstehliche Macht mich plötzlich gezwungen hätte, einen Blick nach oben zu werfen — gewahrte ich über mir zwischen den bemalten Leinwandfetzen etwas Entsetzliches. Ein von der ersten Galerie des Schnürbodens herabhängendes loses Seil mußte einem Lampenkasten zu nahe gekommen sein, denn es brannte wie eine Zündschnur. Nur zwei Sekunden noch, nur eine einzige vielleicht, und die kleine Flamme hatte den unteren Rand einer Soffitte erreicht. Was dann geschehen mußte, stand für mich sogleich als eine unumstößliche Gewißheit fest. Die ausgetrocknete alte Leinwand würde aufflammen wie Zunder, und im Nu würde sich das Feuer über den ganzen Schürboden verbreitet haben. Daran, daß es dem Publikum auch nur für die Dauer von Minuten verborgen bleiben könnte, war nicht zu denken. Irgendeiner in den ersten Reihen würde natürlich sofort „Feuer!" schreien und damit die gräßliche, die unaussprechbare Katastrophe heraufbeschwören.

Die Zeitspanne, während deren mir beim Anblick der kleinen, aufwärts kriechenden Flamme das alles durch den Kopf ging, war ja unmeßbar kurz. Und doch dachte ich an noch viel mehr. Ich dachte daran, daß es mir bei meinem nächsten Schwunge recht wohl möglich sein würde, mich durch eine geschickte Seitwärtsdrehung hoch genug zu bringen, um das brennende Seil ergreifen und es entweder herabreißen oder die Flammen mit meinen Händen ersticken zu können, ehe sie den Soffittenrand erreicht hatten. Aber ich dachte zugleich daran, daß wahrscheinlich in demselben Moment Paul Cortellis Zuruf ertönen, daß Lisa durch die ganze Länge des Saales auf mich zufliegen, und nach meinen haltenden, rettenden Händen greifen würde. Wenn sie dann in die leere Luft griff, wenn sie mit der ganzen, furchtbaren Wucht des gewaltigen Schwunges in die Tiefe stürzte — — —! Ich weiß bestimmt, daß ich mir dies Grausige ganz deutlich vorstellte; aber ich weiß auch, daß ich noch während der Dauer desselben Herzschlages eine andere gräßliche Vision hatte. Ich sah den Zuschauerraum von erstickendem Qualm erfüllt und in einen Schauplatz schrecklichster Verzweiflungskämpfe verwandelt. Ich hörte das Angstgekreisch niedergeworfener und mißhandelter Frauen, das Wimmern zertretener Kinder, das Wutgebrüll kämpfender Männer, die die Furcht um ihr Leben zu wilden Bestien gemacht. Alles, was der alte Cortelli mir jemals von den herzzerreißenden Einzelheiten des Moskauer Theaterbrandes erzählt hatte, wurde für mich in diesem winzigen Bruchteil einer Sekunde zur schauerlichsten Wirklichkeit. Damit aber hatte auch jede Ungewißheit über das, was ich zu tun habe,

Verloren.

Wer kennt sie nicht, die unheilvolle Macht,
Die lautlos über ird'schem Glücke kreist?
Wer hätte nie in endlos langer Nacht
Dem harten Sinn des Mordes nachgedacht,
Das ihn vom Liebsten Abschied nehmen heißt?

Verloren! Ach, mir klingt's wie Grabgesang,
Mit dem man einen Traum zum Friedhof trägt.
Man riß vom Munde dir den süßen Trank —
Und, wie dein Geist auch mit dem Schicksal rang,
Man hat dein totes Glück ins Grab gelegt! —

Verloren. — Ach — schon hat das Welches Hand
Dein Mund berührt, da — jäh verlöscht das Licht!
Ein Weh erfaßt dich, wie du's nie gekannt.
Der schimmernd zarte Becher in deiner Hand,
Zu Boden fällt er klirrend und zerbricht,

Und wer auf dieser Erde ist so arm,
Daß er nichts Teures zu verlieren bangt?
Sei's einer Mutter liebevoller Arm,
Sei's die Erinn'rung nur, die traut und warm
Sich um die Stätte seiner Jugend rankt.

Und doch: verlorst du Schönheit, Macht und Stand,
Verlorst du gar dein Herz, du armer Tor, —
Nahm man dir Heim und Herd und Vaterland,
Du bist so arm nicht, wie ich den erfand,
Der in der weiten Welt — sich selbst verlor.

Charlotte Malten-Halle.

ihr Ende erreicht. Nicht auf dem Wege des wohlüberlegten Entschlusses, sondern unter einem Zwange von übermächtiger, unwiderstehlicher Gewalt kam ich zu der Gewißheit, daß Lisas Leben aufs Spiel gesetzt werden mußte, um die Hunderte da unten zu retten. Und was vielleicht das Allerwunderbarste bei diesem seltsamen Vorgang war: ich empfand den Augenblick, der mir die Macht gab, eine solche Tat zu vollbringen, mit vollstem Bewußtsein seiner Bedeutung als den größten und herrlichsten meines Lebens. Es war eine halb unfreiwillige, doch keineswegs eine Instinkthandlung. Ein Liebesgefühl von so wunderbarer Erhabenheit, wie ich es niemals vorher und nachher empfunden, durchströmte meine Seele. Was ich während jenes einzigen Atemzuges durchlebt, gibt mir ein Recht, auszusprechen, daß alle die Männer, von denen man aus alten und neuen Zeiten bewundernd erzählt, wie sie in heroischer Pflichterfüllung ihr Leben für andere geopfert, in den letzten Momenten vor ihrem Tode ein Glück empfunden haben, dem sich kein anderes vergleichen läßt. Daß der Versuch, das brennende Tauende im Schwunge zu fassen und festzuhalten, auch für mich selbst ein höchst gefährliches Experiment bedeutete, kam mir kaum in den Sinn; nur an Lisa dachte ich und daran, daß mit ihrem Leben selbstverständlich auch das meinige zu Ende sein würde. Und dabei war in mir auch nicht die leiseste Regung eines Zweifels, daß sie, wenn ich sie hätte befragen können, sich vollkommen einverstanden erklärt haben würde mit dem, was ich tun wollte, weil es eben einfach getan werden mußte.

Wohl rief ich über den verstummten Saal hinweg meinem Partner ein dröhnendes: „Halt!" zu, aber ich tat es in der Gewißheit, daß es zu spät kommen, daß es mit seinem eigenen Zuruf zusammenfallen würde. Als mich der Schwung fast bis zu der Höhe der Soffitten emporgetragen hatte, gab ich meinem Körper die notwendige, genau berechnete Drehung und ließ zugleich die Trapezstange fahren, in die meine Füße sich bis dahin eingehängt hatten. — — —

Von dem, was während der nächsten zwei oder drei Sekunden geschah, vermag ich eine Schilderung nicht zu machen, denn es ist mir in seinen Einzelheiten überhaupt nicht zum Bewußtsein gekommen. Ich hatte nachher nur die unbestimmte Erinnerung an einen kurzen, schneidenden Schmerz in den Handflächen, an einen schweren Sturz und an ein wildes Durcheinander schreiender, kreischender Menschenstimmen.

Später erfuhr ich, daß ich — das abgerissene, glimmende Tauende mit beiden Fäusten umklammernd — im Fall auf den Rand des Netzes aufgeschlagen und durch die Wucht des Anpralls auf die Bühne geschleudert worden war, von der man mich bewußtlos hinwegtrug. Ich hatte indessen, abgesehen von der aufgerissenen Hand und dem teilweise verbrannten Fleisch der Handflächen — keine Verletzung erlitten und kam schon nach wenigen Minuten wieder zur Besinnung. Man hatte mich auf einem zusammengelegten Teppich hinter den Kulissen gebettet, und da man wegen des Netzes den Vorhang nicht sogleich hatte herablassen können, drang der aufgeregte Stimmenlärm aus dem Zuschauerraum deutlich an mein Ohr. Damit war mir auch zugleich die Erinnerung an das Geschehene zurückgekehrt, ich stieß einen unbekannten Mann, der sich über mich geneigt hatte, um irgendeine Untersuchung an mir vorzunehmen, heftig zurück und rief, seines anderen Wortes fähig, Lisas Namen.

Man antwortete mir nicht gleich, dann aber drängte sich ein junger Mensch in Trikot und Flittervamms, ihr Bruder Cäsar, zwischen den mich Umstehenden hindurch, schüttelte seine geballten Fäuste vor meinem Gesicht und schrie mich an:

„Elender! — Nichtwürdiger! — Du — du bist schuld! Du hast ihren Tod auf dem Gewissen!"

Da kam der große, der fürchterliche Rüdschlag — kam die grauenhafte Ernüchterung, die mich aus dem Himmel meiner erhabenen Gefühle in die Hölle der wahnwitzigen Verzweiflung stürzte. Man erzählte mir, daß ich aufgebrüllt wie ein zum Tode verwundetes Tier, daß ich mich niedergeworfen und mit meiner Stirn den Boden geschlagen habe. Bis ich mich dann aufraffte und alles, was mir im Wege war, bei Seite schleuderte, um in meine Garderobe zu stürzen.

Nach den Worten ihres Bruders hielt ich es für sicher, daß Lisa tot war, und unerbittlicher, leidenschaftlicher und wilder als er es getan, rief ich mir selber immer wieder die Anklage zu:

„Du — du hast sie gemordet!"

Daß ich nicht weiter leben dürfe, nicht für eine einzige Stunde war mir etwas ganz Selbstverständliches. Hätte ich eine Schußwaffe besessen, ich würde sie ohne Zögern gegen meine Stirn abgedrückt haben. Aber ich hatte keine — nicht einmal ein Taschenmesser oder ein anderes todbringendes Instrument. So riß ich, ohne an ein Ablegen meines Kostüms zu denken, den Ueberrock vom Haken und stülpte mir den Hut in die Stirn. Ich kannte den Weg zum Flusse und ich sieberte nach der Erlösung, die der Sprung in die dunkle Tiefe mir bringen sollte. Schon befand ich mich auf dem Gange, der zum Seitenausgang des Theaters führte, da kam keuchend etwas hinter mir her und eine eisenfeste Faust legte sich auf meine Schulter.

„Halt! — Wohin? — Willst du vielleicht noch mehr Dummheiten anstellen, du Unglücksmensch?"

Es war der alte Cortelli, Lisas Vater. Ich starrte ihn an und sah die Spuren, die ein unermeßlicher Schmerz innerhalb weniger Minuten in ein Menschenantlitz einzugraben vermag. Da überwältigte mich noch einmal das Bewußtsein meiner furchtbaren Schuld, und aufheulend schlug ich mir mit den Fäusten ins Gesicht. Im nächsten Augenblick hatte er meine Schultern umfaßt und mich an sich gezogen wie ein liebreicher Vater seinen verzweifelten Sohn.

„Weine, mein Junge — weine in Gottesnamen! Ich weiß ja, wie lieb du sie hast. Es ist ein Unglück für dich wie für uns alle."

Ich schluchzte und stammelte — nicht um mich zu rechtfertigen, sondern nur um zu erklären. Aber für Cortelli, der während unserer Arbeit scharfäugig auf der Bühne gestanden, bedurfte es gar keiner Erklärungen mehr. Er hatte das brennende Seil in demselben Moment gesehen, wo ich meinen waghalsigen Versuch unternahm, es zu erfassen, und in demselben Augenblick hatte er auch schon alles begriffen. Er hatte kein Wort des Vorwurfs für mein Verhalten, und ich sah, daß es ihm auch um meinetwillen ein Trost war, als er mir mitteilen durfte, daß Lisa nicht tot sei — daß wir die Hoffnung noch nicht aufgeben müßten, sie dem Leben erhalten zu sehen.

„Es sind jetzt zwei Aerzte bei ihr," sagte er, „und es war gut, daß sie mich hinausgeschickt haben. Denn ich bin wohl gerade zur rechten Zeit gekommen, um ein weiteres Unheil zu verhüten."

Er zog mich in die Garderobe zurück, wo ich auf einen Stuhl niederbrach, um zu weinen, wie ich seit meinen Kinderjahren nicht mehr hatte weinen können. Stumm stand er neben mir, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, aber seine Hand lag auf meinem Scheitel, bis nach Verlauf einer Zeit, von deren Kürze oder Länge ich keine Vorstellung mehr habe, die beiden Söhne hereinstürzten, um zu melden, daß der Krankenwagen da sei und Lisa eben fortgeschafft werden solle.

„Und die Doktoren?" fragte Cortelli heiser.

„Was haben sie gesagt?"

„Schlechtes, Vater!" erwiderte Paul, indem er mir einen haßfunkelnden Blick zuwarf. „Ein Wackenbruch — eine schwere Gehirnerschütterung — und wahrscheinlich noch mehr, was sie bis jetzt nicht haben feststellen können. Ich meine, sie wird sterben."

Da richtete sich der alte Gymnastiker auf, faßte meinen Arm und zog mich in die Höhe.

„Nein," rief er mit starker Stimme. „Sie wird leben! Sei stark, Bursche, und geh' mit mir. Ich lasse dich heute nicht mehr aus den Augen."

— — — — — — — — — — — —

Ich sah nur aus der Entfernung, wie sie auf der schmalen Bahre hinausgetragen wurde, wachsbleich und mit geschlossenen Augen wie eine Tote. Hätte nicht der alte Cortelli seine Verbeißung wahr gemacht und dafür gesorgt, daß ich seiner Wachtsamkeit während dieser schrecklichen Nacht nicht für eine einzige Minute entschlüpfte, wer weiß, ob ich den Weg zum Flusse nicht dennoch gefunden hätte. Allmählich aber gelang es ihm, mir den Mut zum Weiterleben zurückzugeben. Ich habe den Mann bis zum letzten Atemzuge geliebt und verehrt um der hochherzigen Großmut willen, die er mir während jener für ihn selbst so grausam gramvollen Stunden bewiesen. Er war ein wenig gebildeter Mensch und nur ein Akrobat. Aber er war aus demselben Holz, meine Herrschaften, aus dem die Helden der Antike gewesen sein müssen. Und in meiner dankbaren Erinnerung steht er heute noch höher als sehr viele, von deren Großtaten und deren erhabenen Charaktereigenschaften ein ungeheures Aufsehen gemacht wird.

Ich will nicht verschweigen, Ihnen die Qual der Tage zu schildern, die nun folgten. Fast eine Woche hindurch kehrte der Schwerverletzten das Bewußtsein nur für wenig Augenblicke zurück und sie verharrte auf der Bursche, der unbeschaffen Pforte, aus der es keine Wiederkehr gibt. Dann aber trat zur großen Freude und zum nicht geringen Erstaunen der Aerzte plötzlich eine Wendung zum Besseren ein. Und als ich am zehnten Tage von dem alten Cortelli zum ersten Mal an ihr Schmerzenslager geführt wurde, lächelte sie mir tapfer entgegen.

„Nicht weinen!" bat sie leise, als mir trotz aller mutigen Vorsätze die Tränen unaufhaltsam aus den Augen stürzten. „Ich weiß ja jetzt, daß du nicht anders konntest. Und ich bin dir gewiß nicht bös."

Die Stimme des weißbärtigen Kaufherrn zitterte, und er machte sich an seiner Brille zu schaffen, um zu verbergen, daß die Erinnerung ihm heute noch einmal die Augen gesenchtet hatte. Wir anderen aber hatten über dem Interesse, mit dem wir seiner Erzählung gefolgt waren, nicht bemerkt, daß sich vom Badehause her eine kleine, zierliche alte Dame unserm Tische genähert hatte. Sie mochte vor Zeiten sehr hübsch gewesen sein und hatte noch jetzt ein angenehmes, feines, bewunderswert rosiges Gesicht. Beim Gehen freilich mußte sie sich eines Stockes bedienen und schleppte das linke Bein merklich nach. Nun stand sie plötzlich neben dem alten Herrn und stützte den Arm zärtlich auf seine Schulter. Offenbar hatte sie seine letzten Worte noch gehört und war darum nicht im Zweifel, wovon er gesprochen.

„Durfte ich dir denn bös sein, du Feuerkopf, weil du lieber uns beide darangeben wolltest, als ein paar hundert Menschenleben? Ich sehe es auf Ihren Gesichtern, meine Damen und Herren, daß mein Mann Ihnen eben die Geschichte unserer Verlobung erzählt hat. Es war eine Heldentat — das dürfen Sie ihm schon glauben. Aber er hat seine Rettungsmedaille dafür bekommen, sondern nur ein Kreuz — in Gestalt einer lahmen Frau."

Die Schalkhaftigkeit ihres Lächelns und der Blick, den die beiden tauschten, machte, daß wir alle den ehemaligen Gymnastiker aufrichtig um sein Kreuz beneideten. Ein besonders Wißbegieriger aber wollte noch erfahren, ob der Erzähler es nach jenem Vorkommnis über sich gewonnen habe, seinen gefährlichen Beruf weiter auszuüben. Da schüttelte der Weißbärtige den Kopf.

„Nein meine Herrschaften, es war mein letztes Auftreten gewesen. Sturm und Drang meiner Jugend hatten mit jenem Tage ihr Ende erreicht. Und ich mußte ja auch darauf bedacht sein, meiner armen kleinen Lisa eine sichere Stütze auf ihrem weiteren, etwas beschwerlicher gewordenen Lebenswege zu werden. Ich hatte den redlichen Willen, es zu etwas zu bringen, und darum ließ auch das Glück nicht lange auf sich warten, das bei jedem redlichen Willen ist. Zwei Jahre nach dem Sturz, der ihre Artistinnen-Karriere abgeschlossen hatte, wurde sie meine Frau. Und unser lieber alter Papa Cortelli hat noch die Freude gehabt, die beiden Enkelchen heranwachsen zu sehen, die nuner damals mit verbrecherischer Genialität hizweilen ganz einfach einen Dreier in einen Fünfer verwandelt hatte. Er legte den Dreier vor dem Herannahen eines Schnellzuges auf die Eisenbahnschiene, und fand ihn dann zu verwollerer Breite ausgewalzt, so daß sich eine größere Menge Schokolade dafür einhandeln ließ. Aber eine Wiederholung jenes kindlichen Verfahrens schien ihm doch für einen offiziellen Beamten nicht würdig genug, und vor allem im Hinblick auf den zu erreichenden Zweck nicht erfolgversprechend.

So griff er denn zu Schleifstein und Sandpapier, und erzielte tatsächlich eine so rasche Alterung des neuen Münzstückes, wie sie normalerweise erst nach jahrelangem Umlauf erfolgt sein würde. Auf der einen Seite war der feldgraue Teint des Fünferls und auch ein Teil der Prägung ziemlich verschwunden, und auch die andere Seite zeigte eine geradezu kriegsmäßige Abnutzung.

Hoffnungsfreudig ging Dupfinger am nächsten Morgen an sein Tagewerk. Erwartungsvoll gab er bei der ersten Gelegenheit das mühsam vorgerichtete Fünferl mit dem Wechselgeld wieder heraus.

Würde es der Fahrgast wieder vornehm zurückschieben?

Er schob es zurück. Aber nicht vornehm großmütig, sondern unwillig und mißtrauisch.

„Das ist doch kein Geld!" brummte er. „Da hat sich wohl ein Falschmünzer aus einem alten Hosenknopf etwas zurechtgemacht. Damit lasse ich mich nicht anschmieren."

Vergebens suchte ihn Dupfinger zu überzeugen, daß die Münze nur wenig abgegriffen sei; der Fahrgast behauptete eigensinnig, in den wenigen Tagen des bisherigen Umlaufes könne eine Münze unmöglich schon so abgegriffen sein, und so mußte ihm Dupfinger wohl oder übel ein unversehrtes Stück aushändigen, und hatte wieder kein Trinkgeld.

Er versuchte es jetzt ein paar Tage lang mit Kupfer, das er sich mühsam genug beschaffte, um es den Leuten, die überhaupt für Trinkgelder in Betracht zu kommen schienen, immer in Beträgen von fünf Pfennigen auszuhändigen. Aber infolge irgendeines noch unerforschten psychologischen Gesetzes überwiegt beim Empfang von fünf einzelnen Pfennigen der Eindruck unangenehmer Fülle so ärgerlich, daß der Empfänger nicht daran denkt, sich durch großmütigen Verzicht völlig davon zu befreien.

Die geheimnisvolle Wirkung des entschwundenen nickelnen Glücks-Fünferls war eben so leicht nicht durch ein anderes Stück zu ersetzen.

Josef Dupfinger versuchte noch, einer Anzahl seiner eisernen Fünferl durch Anwendung von Essig einige zweckmäßige Schönheitsfehler beizubringen. Aber auch hier blieb der Erfolg aus. Die Fahrgäste schimpften zwar, daß sich die neue Münze so wenig widerstandsfähig zeige, aber sie freigebig wieder herausrücken, fiel keinem einzigen ein.

Josef Dupfinger ist daher trotz des Burgfriedens sehr schlecht auf den Bundesrat zu sprechen, der sich die praktischen Folgen seiner Münzneuerung offenbar viel zu wenig überlegt hat, und der unglückliche Straßenbahnschaffner überdenkt ernstlich, ob es sich nicht lohnen würde, ein Preisausschreiben zu veranstalten: „Wie gibt man dem neuen eisernen Fünferl das überzeugende und natürliche Aussehen höflicher Abgegriffenheit?"

Das eiserne Fünferl.

Humoristische Plauderei von Rudolf Hirschberg-Jena.

(Nachdruck verboten.)

Für den wackeren Josef Dupfinger ist das neue eiserne Fünferl ein Unglück. Freilich hat er selbst das „eiserne" Fünferl schon längst eingeführt, und zwar mit gewinnbringendem Erfolg. Aber eben deshalb — —!

Ich beobachtete seinen Geschäftsbetrieb schon seit Jahren, da er Straßenbahnschaffner auf der Linie ist, die ich täglich mehrmals benutze. Bisher ist es ihm immer sehr gut gegangen, und ich glaube nicht, daß irgendeiner seiner Kollegen auf dieser oder einer anderen Linie dem von ihm erreichten Rekord in der Erzielung von Trinkgeld-Fünferln auch nur einigermaßen nahegekommen ist.

Josef Dupfinger war nämlich im glücklichen Besitz eines abgegriffenen, verbeulten, zu greulicher Häßlichkeit entarteten Fünferls. Diese Glücksmünze bildete den eisernen Bestand seines Wechselgeldes, und so oft er einem Fahrgast bei der Bezahlung des Fahrscheines herausgegeben hatte, legte er das häßliche Fünferl stets obenauf, und das garstige Gebilde erregte dann in dem Empfänger immer einen solchen Abscheu, daß ihm die Lust verging, wirklich Empfänger zu werden. Mit einer königlichen Gebärde der Großmut schob er dann den verbeulten Nickel dem Schaffner zurück, und dieser hatte an manchen Tagen über zwanzig Mal mit dem Zeigefinger den Mützenrand zu berühren, um über das empfangene Trinkgeld dankend zu quittieren.

Das ist jetzt mit einem Schlage anders geworden. Die guten alten Fünferl verfallen zwar nicht der amtlichen Beschlagnahme, wie die Nickeltöpfe und Kupferkannen, aber es geht doch das Gerücht, daß sie unter der Hand eingezogen werden, und vaterländisch gesinnte Männer tragen daher nicht nur ihr Gold, sondern auch ihre Nickelfünferl in die öffentlichen Kassen.

Bereits vor mehreren Tagen, als die ersten neuen, wirklich aus Eisen hergestellten Fünferl im Verkehr auftauchten, ist das gute, alte Glücks-Fünferl Josef Dupfingers von seinem Schicksal ereilt worden. Der kleine, dicke Herr, dem es Dupfinger beim Wechseln herausgab, dachte einfach nicht daran, das verbogene Ding vornehm zurückzugeben, sondern er hielt es für seine Pflicht, es zur Beschleunigung unseres endgültigen Sieges seiner kriegerischen Bestimmung zuzuführen.

An diesem ganzen Tage hat Josef Dupfinger nicht ein einziges Trinkgeld-Fünferl erhalten. Die kleine Anzahl neuer, eiserner Fünfpfenniger, die ihm von der Direktionskasse als Wechselgeld zur Verfügung gestellt war, blieb sogleich auf Nimmerwiedersehen in den Händen der Empfänger zurück, die sich mit einer Art Sammler-Vergnügen an der neuen Münze ergötzten und nicht daran dachten, sie etwa als Trinkgeld wieder von sich zu geben.

Der plötzliche Ausfall seiner gewohnten Nebeneinnahme veranlaßte den unglücklichen Josef Dupfinger zu schmerzlichem Nachdenken, und als er am nächsten Tage wieder einige der neuen eisernen Münzen ausgehändigt erhielt, machte er sich sofort ans Werk, sich eine davon als „eisernen" Fünfpfenniger umzuarbeiten. Sowie er vom Dienst nach Hause gekommen war, legte er eines der eisernen Fünferl auf die Kante der Herdplatte und bearbeitete es mit dem Hammer.

Aber mochte es nun an der Sprödigkeit des Münzmetalls oder an der zu leidenschaftlichen Wucht seines Hammerschlages liegen, das Fünferl sprang mitten auseinander, und ein zweiter Versuch hatte das gleiche unglückliche Ergebnis. Er versuchte es mit aller Vorsicht ein drittes Mal, aber die Sache schlug genau so fehl, wie die beiden ersten Male.

Das ergab also statt eines Gewinnes eine Einbuße von drei Fünferln.

Josef Dupfinger dachte daran, wie er als ganz kleiner Bub', da es noch die kupfernen Dreier und Fünferl gegeben hatte, die sich in ihrer Abgegriffenheit oft nur durch den größeren oder kleineren Durchmesser der kupfernen Scheiben unterschieden, wie

Aus der Welt der Frau.

Ein belgisches Gemüse: Schikore.

Der Weltkrieg hat uns Deutsche das Gute gelehrt, das nicht „weit her" sein muß, um gut zu sein. Doch man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Wir müssen beute das Gute da nehmen, wo wir es finden, selbst wenn es aus Feindesland kommt, allerdings aus einem Lande, das von unseren braven Landsturmmännern besetzt und von unseren deutschen Behörden segensreich verwaltet wird. Seit vielen Jahren schon kann man in den Schaufenstern unserer Delikatessen- und feineren Gemüsegeschäfte ein Gemüse sehen, das wie ein kleiner, in die Länge gezogener Salatkopf aussieht. „Schikore" (früher schrieb man höchstens überflüssigerweise auch bei uns in Deutschland „Chicorée"). Während dieses Gemüse sonst nur Bevorzugten als Delikatesse zugängig war, soll durch die Fürsorge der deutschen Verwaltung in Belgien Schikore in diesem Jahre so billig auf den deutschen Markt kommen, daß, wie einst nach Heinrich IV. Willen, jeder Franzose Sonntags sein Huhn im Topfe haben sollte, so in diesem Jahre jeder Deutsche sogar wochentags sein Schikore im Kessel haben kann.

Schikore würde nicht als Delikatesse gelten, wenn es nicht besonders wohlschmeckend wäre. Diesen Geschmack verdankt es einer Kultur, die, wenn man zum ersten Mal davon hört, geradezu

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191512121/fragment/page=0002